

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Prämumerationspreis 22½ Sgr. (2½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 153.

Berlin, Montag den 21. Dezember

1840.

Dänemark.

Der Streit über die Echtheit der Tell-Sage.

Von Frederik Schiern.¹⁾

Es wird einer nur einigermaßen scharfsinnigen Kritik schwerlich entgehen können, daß die Erzählung von Wilhelm Tell reich an Widersprüchen und mißtrauenerregenden Angaben ist, und darum ist es auch nicht zu verwundern, daß bereits sehr zeitig von Franz Willmann in einem Briefe an Goldast vom 27. März 1607 Zweifel über ihre Uebereinstimmung mit der Wahrheit geäußert werden. Der genannte Schriftsteller stand indes sehr lange allein; doch nachdem Saro's Erzählung von Tolo nach und nach im Süden mehr bekannt geworden war²⁾, mußten die Helvetischen Gelehrten natürlich über die auffallende Ähnlichkeit beider Erzählungen erstaunen. Sie fanden, daß zwei Tyrannen ganz dieselbe sonderbare Grausamkeit ausgeübt haben sollten; daß ein Kind bei beiden Gelegenheiten zur Hand gewesen seyn, der Vater beide Mal dasselbe Glück gehabt haben und beide Mal einfältig genug gewesen seyn sollte, seine Absicht einzusehen; daß die dreifachen Schützen auf beiden Seiten nach dem Meisterschusse Gefahren auf dem Wasser, im Norden in Folge des Schneeschulauß und in der Schweiz bei der Fahrt über den See, ausgestanden, und endlich, daß sie an beiden Orten auch den Tyrannen getödtet haben sollten. Die Zweifel traten deshalb immer stärker hervor, wie wir es bei Isak Iselin³⁾, Jak. Christophér Iselin⁴⁾ und bei Voltaire⁵⁾ beobachten können. Endlich kam im Jahre 1760 in Bern eine kleine, aus nur wenigen Blättern bestehende Schrift heraus: „Guillaume Tell, Fable Danoise“, die ohne Umstände die Erzählung als eine aus Dänemark eingewanderte verwarf, ja sogar so weit ging, daß sie Wilhelm Tell alle historische Existenz absprach.⁶⁾ Gegen die Wahrheit der Geschichte vom Pfeilschuß berief sie sich vornehmlich darauf, daß keine einzige von allen gleichzeitigen Oesterreichischen Geschichtsquellen das Geringste von dem Schusse kennt, und daß Etterlin's Chronik vom Jahre 1507 kein Beweis für eine Begebenheit vom Jahre 1307 seyn kann. Darauf macht sie, außer mehreren anderen gewichtigen Gründen, auf die gegen alle Symbolik des Mittelalters streitenden Umstände mit dem Hut aufmerksam, auf den unnatürlichen Sprung den Felsen hinan, auf das Unglaubliche, daß Tell mit einem Stroh seines Fisches das vom Sturm herangetriebene Schiff sollte haben zurückschützen können, und auf den unwahrscheinlichen Widerspruch, womit Tell in der Etterlin'schen Erzählung bald als ein in hohem Grade beschränkter Mensch geschildert wird, daß er sogar den Namen hiervon trägt, und bald als mit der allergroßten Schlaubeit begabt.⁷⁾

Diese Broschüre über Wilhelm Tell, welche vom Prediger Uriel Freudenberger in Pigerz⁸⁾ verfaßt war, machte so großes Aufsehen, daß der Kanton Uri (der früher schon Rudolph Weid, welcher, ohne Tell's Geschichte anzugreifen, ihn einen Henker genannt, öffentlich Abbitte zu thun⁹⁾ gezwungen hatte) nicht allein durch ein in starken Ausdrücken abgefaßtes Kreis Schreiben vom

4. Juni 1760 die übrigen Kantone vermochte, ihr Mißvergnügen mit der Publication der Schrift zu bezeugen, sondern auch selbst alle Exemplare, die man erlangen konnte, öffentlich verbrennen und dem Schriftsteller zwei goldene Medaillen zustellen ließ, der zuerst gegen Freudenberger in die Schranken trat. Dies war A. J. von Balthasar, an welchen sich Gottf. Em. von Haller und General von Zurlouben angeschlossen. Diese Schriftsteller suchten indes nur mit zum Theil äußerst schwachen Gründen Wilhelm Tell's historische Existenz zu heben, wogegen sie sich fast gar nicht auf dasjenige einließen, was vorzüglich der Gegenstand von Freudenberger's Kritik gewesen war, nämlich die ganze Geschichte vom Pfeilschuß. Zur Verteidigung dieser führten sie allein an, daß die Erzählung auch bei dem zu ihrer Zeit noch ungedruckten Luzernischen Chronikenschreiber Melchior Russ († 1490) gefunden wurde, welches inzwischen (auch ohne Rücksicht, daß Russ' Darstellung, wie weiter unten angeführt werden soll, den Glauben an die Wahrheit der Geschichte gerade schwächen muß) die Sache nicht viel weiter brachte, als sein Zeitgenosse Petermann Etterlin, nämlich im Jahre 1482. Hier nächst sprachen sie mit vieler Sicherheit aus, es wäre doch ganz undenkbar, daß eine rein unhistorische Sage in einer so späten Periode unter Etterlin's streng historischen Angaben vorkommen sollte. Jetzt aber haben die neueren Untersuchungen der Helvetischen Chronikenschreiber hinreichend dargethan, daß Etterlin, eben so wie alle seine Zeitgenossen, in Bezug auf die ganze ältere Geschichte und das ganze vierzehnte Jahrhundert in hohem Grade mit Sagen angefüllt sind, so daß es im Gegentheil sonderbar wäre, den Glauben an die Erzählung des Pfeilschusses beizubehalten, während man so viele andere Sagen verwerfen muß, die in genauer Verbindung mit Tell's Geschichte erzählt werden. Wenn jene Schriftsteller übrigens behaupten, daß man nicht eine einzige völlig erdichtete Sage aus einer so späten Periode nachweisen könnte, als die, in welche die Erzählung von Tell hingehört, so ist dies offenbar eine eben so ungegründete Aufstellung; ich brauche nur die oben angeführte Holsheimische Variation der Sage anzuführen und zu bemerken, daß, wenn die unhistorischen Sagen aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert bekannter wären, so würden sich ohne Schwierigkeit viele Beispiele von Sagenwanderungen aus einer noch späteren Zeit aufzählen lassen. Wir wollen nur erinnern, daß die durch Shakespeare's Macbeth berühmte Sage von dem wandernden Walde¹⁰⁾, welche sich am frühesten bei Saro¹¹⁾ und später an mehreren Orten in Europa findet (z. B. in der Erzählung von der Schlacht zwischen Grafen Geert und den Dimarsen, den 17. Juli 1319), noch bei uns als Doppeltgänger in der Tradition von der Schlacht am Ochsenberg in der Fehde der Grafen spukt¹²⁾; und daß die Heldenthat, welche Schiller's berühmter Ballade „der Handschuh“, zum Grunde liegt, und welche der Mönch Ekkehard der Jüngere in St. Gallen zuerst von einem Deutschen Rheingrafen Kuno Kurzbold von Jahnstein erzählt¹³⁾, von Spanischen Chroniken Manuel Ponce de Leon beigelegt wird, als er sich in Sevilla an Ferdinand des Katholischen und Isabella's Hofe aufhielt¹⁴⁾, und endlich von Französischen Schriftstellern, eben so wie von dem Dichter, dem Ritter Delorges, einem von König Franz des Ersten Postleuten¹⁵⁾. Wenn jedoch Balthasar, Haller und Zurlouben Freudenbergern das Recht absprechen, etwas daraus abzuleiten, daß die Fischer am Bierwaldstädter See darüber einig gewesen wären, daß in der Leute Gedanken nie ein Sturm auf dem von hohen Bergen beschützten See geherrscht habe, so müssen wir hierin, aber auch nur hierin, jenen Schriftstellern Gerechtigkeit widerfahren lassen. Denn wie jetzt bekannt, herrschen ja ab und zu hier so gewaltsame Windstöße, daß die Geseße einschärften: „beim starken Föhn“ das Feuer in den Häusern am Ufer des Sees auszulöschen und die Nachtposten auf den Bergen zu verdoppeln.¹⁶⁾

10) Die Sage vom Birnam-Wald, so wie den übrigen faktischen Stoff zu Macbeth, entlehnte Shakespeare von Holingshed, History of Scotland. London, 1577. fol. p. 242-253.

11) Saxo Ed. Stephan. p. 132. Hier wird sie von Hagbard's Bruder Hake erzählt, welcher bei Härvia (Kallundborg) gelandet war und längs des Susebaches hinzog, um in Stagesed Stines Vater zu überraschen.

12) Christiani, Schl. Holsk. Gesch. III, 115. Wedel-Simonson, Jüens Billiar i Grevens Feide. S. 50. Bergl. Barthold, die Bürgermeister-Fehde; in Kaumer's historischem Taschenbuch. 6ten Jahrgang S. 134.

13) Ekkehard. ap. Goldast, Rev. Alamantear. Script Lips. 1730. f. p. 30.

14) Schmidt, Taschenbuch Deutscher Romane S. 148.

15) Hinrichs, Schiller's Dichtungen in ihren historischen Beziehungen I, 257.

16) Berol. Johannes Müller, Gesch. Schweizerischer Eidgenossenchaft VII, 251.

1) Wir entlehnen diese interessante Zusammenstellung einer größeren Abhandlung dieses Dänischen Schriftstellers, der auf seine Resultate fast gleichzeitig mit Hauser in Heidelberg, dessen Forschungen ihm damals noch nicht bekannt waren, gekommen ist.

2) Tell's Geschichte wurde zuerst mit der Geschichte von Tolo zusammengefaßt durch Geasser (Schweizerisch Heldenduch. Basel, 1624. 4. S. 54), welcher übrigens weit davon entfernt ist, die Wahrheit der Geschichte zu bezweifeln, und eben so wie Etterlin seine Darstellung mit einem herrlichen Holzschnitt begleitet hat, auf welchem der Pfeilschuß abgebildet ist.

3) Observations historiques miscellanees. Basil. 1754. 4. p. 18.

4) Dictionnaire IV, 574.

5) Annales de l'Empire. Oeuvres complètes. Ed. Goth. XXV, 263.

6) Eine Deutsche Uebersetzung aus derselben Zeit giebt es unter dem Titel: Wilhelm Tell, ein Dänisches Märchen. Bern, 1760. 8. Nach der Verbrennung dieser kleinen Schrift durch den Henker ist sie sehr selten geworden; aber Breuer hat den Französischen Text im historischen Magazin I, 325-340 abdrucken lassen.

7) Hierzu kann noch Wilhelm Tell's wunderbar glückliche Konjektur angeführt werden, daß Gessler just bei Brunnen landen würde. Schiller (viertes Akt erste Scene) erklärt dieselbe, indem er Tell die Worte in den Mund legt: „Ich höre ihn sagen, da ich noch im Schiff gebunden lag, er wourde bei Brunnen landen.“

8) Freudenberger, in dessen Stelle man lange unrichtigerweise Haller als Verfasser annahm (man vergl. Redig. theil der Schweizergeschichte V, 25), scheint übrigens das unholde Schicksal seiner Abhandlung fast geahnt zu haben, indem er als Motto die Worte von Voltaire wählte: L'homme est de glace aux vérités, il est de feu pour le mensonge.

9) Im Jahre 1615, den 17. Juli. Breuer, Historisches Magazin I, 328. Auch der Prediger Melchior Knecher, der Tell einen Mörder gescholten hatte, mußte seine Worte widerrufen.

Als indes Johannes Müller in seiner berühmten, kurze Zeit nachher herausgegebenen „Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft“, freilich ohne genügende Gründe anzuführen und darum auch mit augenscheinlicher Unsicherheit, sich jenen Schriftstellern, insbesondere Zurlauben angeschlossen, wagte man außerhalb Helvetien nicht, die Erzählung in Zweifel zu ziehen. Aber zu derselben Zeit, wo man in Deutschland, trotz der unvermeidlichen Beschuldigungen von historischer Kegerei und Atheismus, zu äußern anfangt, daß man ganz gut Johannes Müller's große Verdienste als Geschichtsschreiber anerkennen könnte, ohne deshalb in seinem steifen etwas gefuchtem Vortrag ein Ideal für historische Kunst zu erblicken; zu derselben Zeit wurde Müller's ganze Geschichtsforschung, sein Verhältnis zu den früheren Helvetischen Chronikenschreibern und deren Benutzung, gleich wie der letzteren eigenthümliches Wesen, zum Gegenstand für eine Reihe vortrefflicher Untersuchungen gemacht, die fast alle von der Gesellschaft für Helvetische Geschichtsforschung in Bern ausgingen. Das Solothurnsche Wochenblatt, die vielen ausgezeichneten Kantonalgeschichten und die reichen Anmerkungen, womit die meisten Ausgaben der bisher ungedruckten ältesten Chronikenschreiber ausgestattet wurden, öffneten endlich die Augen, indem sie darlegten, wie Johannes Müller sich in Bezug auf die älteste Zeit zu einem unkritischen Verfahren hat verleiten lassen, nicht ganz unähnlich demjenigen, welches Subin in einem großen Theil seiner Geschichte so unbrauchbar macht; und indem sie eine so große Menge Fehler und irriger Anschauungsweise in der Darstellung der späteren Chronikenschreiber von der Entstehung des Helvetischen Bundes nachweisen, konnte Müller's Erzählung, da sie gutgläubig auf jene allein gebaut ist, nicht länger bestehen. Wir hatten uns bisher gewöhnt, Lustwanderungen in dieses unser Besitztum, wie in einen romantischen Garten, vorzunehmen; wir hatten uns über die steilen Gebirgskliffe, die ehrwürdigen Wälder und die brausenden Wasserfälle gefreut, welche die Helvetische Geschichte zu schmücken schienen, wie sie das Land schmücken; jetzt sollte es sich zeigen, daß Alles, wie Potemkin's Dörfer an der Wolga, gemalte Kulissen waren, und daß wir einen künstlich ausgeputzten Park für echte Natur angenommen hatten.

(Schluß folgt).

A e g y p t e n .

Reisebeschreibung eines Muhammedaners unserer Zeit.

(Schluß.)

Im Jahre 1220 der Hedschira (vor ungefähr fünfundsiebzig Jahren) hat ich den Sultan Mohammed Jadhli um die Erlaubniß, unter einem schönen Geleite von ihm das Marrab-Gebirge bereisen zu dürfen. Er machte anfänglich einige Schwierigkeiten, weil er wegen der Wildheit der Bergbewohner für mich besorgt war; aber dann erlaubte er es mir. Er gab mir ein Geleit und schrieb mir einen Ferman an alle Häuptlinge des Gebirges. Der Ferman lautete wie folgt: „Im Namen Seiner Hoheit des großen Sultans von Jur, des verehrten Chachahn (hoher Fürst), des hohen Sultans der Arabischen und nicht Arabischen Völkerschaften, welcher sein Vertrauen setzt auf die Hülfe des Königs der Gerechtigkeit, des langmüthigen Gottes, der Sultan Mohammed-Jadhli, der Sieger, an alle Könige der Berge Marrab. Zu wissen, der Scherif Mohammed, der Tunese, der Sohn des Scherif, des gelehrten Omar von Tunis, hat uns um die Erlaubniß gebeten, die Gebirge zu beschauen und Alles, was man daselbst antrifft, und aufzusuchen Alles, was daselbst Merkwürdiges ist, sey es vor Augen liegend, sey es verborgen. Wir haben es ihm erlaubt. Man soll ihn nirgend hindern, zu sehen, was er will. Ich befehle jedem Könige, zu welchem er kommen wird, ihn mit Achtung und Auszeichnung zu behandeln. Ich habe ihn von zweien meiner Falkanawisi (Gerichtsdienner) begleiten lassen, welche ihm im Verkehr mit euch als Vermittler dienen und zur Erreichung seiner Absicht behülflich seyn sollen. Meinen Gruß.“

Ich reiste in Begleitung der beiden Falkanawisi, mit zwei mir gehörigen Sklaven und einem Manne des Dorfes, wo ich wohnte, ab. Nach zweitägiger Reise kamen wir in die Nähe des Marrab in ein Dorf, Namens Numlasi. Wir kehrten beim Häuptlinge dieses Dorfes ein. Derselbe hieß Namr und hatte zwei Söhne, Mohammed und Soleiman mit Namen. Alle drei empfingen uns aufs beste. Wir theilten ihnen den Zweck meiner Reise mit und legten ihnen den Ferman des Sultans vor. Sie setzten sich für uns in Kosten und trugen uns eine vortreffliche Mahlzeit auf. Wir brachten eine Nacht bei ihnen zu.

Am anderen Tage führten sie uns auf den Markt von Numlasi. Dieser Markt findet am Montage statt. Alle Bewohner des Gebirges strömen daselbst zusammen, Männer und Weiber, um ihre Einkäufe und Verkäufe zu machen. Ich sah dort eine sehr dunkelschwarze Bevölkerung mit rothen Zähnen und Augen.

Die Menge, als sie mich bemerkte, drängte sich um mich mit erschauerter Miene; man verwunderte sich über die Farbe meiner Haut und mein rothes und weißes Gesicht; man löste sich gewissermaßen truppweise ab, um mich zu betrachten. Niemand bis dahin hatten sie die Farbe eines Arabers, wie ich, gesehen, und es kam ihnen die Lust an, mich zu tödten, bloß zum Spaß. Ich verstand damals noch kein Wort der Jurischen Sprache. Jetzt, indem ich an nichts dachte, ergriffen plötzlich meine Begleiter ihre Waffen, schlugen auf die Menge los und stellten sich zwischen diese und mich. Ich frage nach dem Grunde dieser Bewegung. Man antwortete mir: „Diese Leute wollen dich tödten.“ „Und warum?“ — „Dummheit von ihnen, diehische Dummheit! Sie sagen, du sehest nicht reis, du sehest nicht zu rechter Zeit aus deiner Mutter Leibe gekommen. An-

dere sagen, wenn sich ihm eine Fliege auf die Haut setzte, so würde sie bewirken, daß das Blut herausspritze. Einer von ihnen fügte so eben hinzu: „Wartet, ich werde ihn mit diesem Eisen durchbohren; ich will sehen, wie viel Blut aus seinem Leibe fließen wird.“ Als wir diese Worte hörten, haben wir für dein Leben gefürchtet und haben uns um dich gedrängt.“

Meine Leute führten mich darauf vom Markte hinweg. Eine ungeheure Menge folgte uns, aber man suchte sie mit aller Anstrengung von mir zu entfernen. Darauf führte man mich in ein Thal, wo Dattel-, Bananen- und einige Zitronenbäume waren; es war ganz mit Zwiebeln, Knoblauch, rothem Pfeffer mit kurzer feiner Schale und etwas größeren Körnern als Pfefferkörner, Kümmel, Koriander, Fenchel, sehr langen Gurken, anderen weißen kurzen Gurken besät. Es war Herbst, und die Datteln fingen an, sich zu röthen. Man schnitt mir von den letzteren zwei Subata, oder Zweige, ab, rothe und gelbe. Man gab mir auch einen Hochsa (großen trockenen Kürbis) mit einem Honige, wie ich hinsichtlich des schönen Ansehens, des Geschmacks und des Wohlgeruchs sonst nie gefunden habe. Wir aßen ein herrliches Abendbrod und brachten die Nacht aufs angenehmste von der Welt hin.

Am Morgen bezeugte ich das Verlangen, abzureisen, und dies geschah. Wir durchwanderten die Hügel und durch ein Thal nach dem anderen; jedes der letzteren war von einem benachbarten ungefähre eine Meile entfernt. Ueberall üppiger Anbau; auf sandigen Betten fließende und in silberartigem Glanze funkende Gewässer. Auf beiden Ufern ist jedes Thal durch eine Pede von Bäumen eingeschlossen und scheint den Reisenden einzuladen, es nicht zu verlassen. Wir setzten uns am Saum eines dieser Thäler im Schatten eines Baumes; man tödtete eine junge fette Ziege, welche man braten ließ, und wir aßen. Wir reisten dann nach einem am Fuße des Gebirges gelegenen Dorfe, brachten dort die Nacht zu und wurden mit aller möglichen Zuvorkommenheit behandelt.

Am Morgen bestiegen wir das eigentlich sogenannte Marrab; wir hatten beinahe drei Stunden zu klettern, ehe wir den Gipfel erreichten. Hier sahen wir eine zahlreiche Bevölkerung und auf allen Seiten eine Menge Dörfer. Man führte uns zum Scheich der Berge, Abu-Behr mit Namen. Wir fanden ihn allein sitzend. Er war ein alter Mann um die Sechzig, das Alter hatte ihm schon starke Spuren aufgedrückt. Wir grüßten ihn. — „Seyd mir willkommen“, erwiderte er und veranlaßte uns zum Sitzen.

Erstaunlich ist, daß die Wolken fast niemals vom Gipfel dieses Gebirges verschwinden; nur an wenigen Tagen im Jahre erscheint derselbe unbewölkt. Es regnet hier genug, um den Bau von Getraide möglich zu machen; dies ist auch hier ganz vortrefflich und wird so schön, daß man ihm nur das der Berberei und Europa's gleichstellen kann. In den übrigen Theilen Dar-Jur's, nur einige kleine Bezirke ausgenommen, wächst keines, weil es an passendem Boden und Regen fehlt. Man säet zwar auch hier Getraide, aber man begießt es, bis zur völligen Reife, mit dem Wasser der Brunnen.

An einem festgesetzten Tage des Jahres erholt man sich Rathes beim Scheich, oder beim Alten des Gebirges: man strömt von allen Seiten zu ihm. Er kündigt der Menge an, was während des ganzen Jahres hindurch vorkommen wird: Dürre oder Regen, Krieg oder Frieden, Ruhe oder Unglück; Krankheit oder Gesundheit; und Alle glauben fest an seine Orakel. Aber in Dar-Jur sind die Meinungen über die Quelle seiner Weissagungen verschieden. Die Einen sagen, er weissage aus göttlicher Eingebung, und derjenige, welcher die Würde des Scheich der Gebirge bekleide, sey von Gott erleuchtet, eine heilige Person, und daß also Alles, was er sagt, ihm von Gott komme; dies ist die Erklärung der Gelehrten. Andere sagen, daß die Geisten ihn von allem unterrichten, was geschehen soll, und daß er es alsdann den Menschen verkündet. Ich meinerseits kenne den Werth dieser beiden Meinungen nicht; jedoch schreibt man ihm mehrere Weissagungen zu, denen die Ereignisse geradezu widerprochen haben.

Wir legten dem göttlichen Scheich den Ferman des Sultans vor. Er bezeugte uns hierauf aufs angelichtlichste tausend Artigkeiten und ließ uns zu essen austragen. Dann schlug man auf seinen Befehl die Trommel, welche man dort tanghel nennt, und sogleich kam eine Menge Menschen an. Von den jüngsten wählte er ungefähr hundert aus und gab ihnen einen seiner Verwandten Namens Jaid, welcher durch seinen Mutz bekannt war, zum Anführer. Er schärfte ihnen ein, daß sie mich keinen Augenblick verlassen und stets gegen die Rohheit der Bergbewohner wachsam und auf der Hut seyn sollten. Wir stiegen zu Pferde und wandten uns gegen einen kleinen Berg, welcher insbesondere den Namen Marrab hat; dieser hat der ganzen Dar-Jur durchziehenden Bergkette den Namen gegeben. Wir fanden daselbst eine Art von Bethaus, welches allen Bewohnern für heilig gilt und von ihnen eben so wie die Moscheen verehrt wird: ein mächtiger Baum beschattet es, und nie bescheint die Sonne diesen heiligen Ort. Wir setzten uns daselbst einen Augenblick nieder. Es sind Diener da, um es immer rein zu halten und die Weißgeschenke der Kommenden in Empfang zu nehmen.

Als wir abreisten, zogen die Soldaten des Scheich's vor uns her, und eine zahlreiche Menge von Männern und Frauen folgte uns; man betrachtete mich wie eine ungewöhnliche Erscheinung; man eilte auf uns zu; man drängte sich um mich; und die Soldaten bemühten sich vergebens, die Menge zu entfernen. Man sagte: „Der Sultan sendet auf unsere Berge einen Mann, welcher nicht zur rechten Zeit geboren, welcher nicht reif ist; damit wir ihn zu einer Mahlzeit zurichten.“ — Einige sagten: „Es ist ein Mensch.“ — „Nein“, sagten Andere, „es ist kein Mensch, es ist ein Thier mit Fleisch, gut zum Essen, in der Gestalt eines Menschen.“ Denn sie glauben nicht, daß es einen Menschen von weißer und rothiger Farbe in der Welt gebe.

Als man sah, daß es unmöglich war, diese Menge von mir zu entfernen, kam Zaid zu mir und sagte mir, ich solle mittelst meines Kopfstüches mein Gesicht so verhüllen, daß nur die Augäpfel bemerkbar blieben. Ich verbarg mich; die Soldaten drängten sich noch dichter um mich. Als die Negersahen, daß ich mich so ihren Blicken entzogen hatte, wußten sie nicht mehr, woran sie waren. „Wo ist denn der Rothe?“ sagten sie. — „Er ist zum Sultan zurückgekehrt“, antwortete man ihnen. Dann entfernte man sich nach und nach von uns.

Wir wandten uns nach der Seite der Gefängnisse, das heißt, der Höhlen, wo man die Söhne der Könige und der Bestre einkeferte. Die Gefangenwärter verweigerten uns den Eintritt, und wenig fehlte, daß verdrießliche Händel zwischen ihnen und unserem Geleite vorfielen, aber Zaid beeiferte sich, den Streit zu schlichten; dann nahm er mir meinen Ferman ab, suchte den Anführer der Gefangenwächter auf und las ihm denselben vor. Dieser unterwarf sich und sagte: „Wenn es durchaus so ist, so komme der, welchem erlaubt ist, die Höhlen zu besuchen, ganz allein, und es mögen sich diejenigen, welche mit ihm sind, in einiger Entfernung halten, bis daß er fertig ist und zurückkommt.“ Zaid kam und kündigte mir diese Entscheidung an, aber ich wollte mich ihr nicht unterwerfen. Furcht ergriff mich, und ich weigerte mich, diese Gefängnisse zu betreten; ich äußerte den Wunsch, abzureisen, und dies geschah.

Eine sonderbare Gewohnheit dieser Völker Darfurs ist, daß kein Mann eine Frau eher heirathet, als bis er mit ihr gelebt und ein oder zwei Kinder von ihr hat. Man sagt dann: „Sie ist fruchtbar.“ Der Mann bleibt mit ihr zusammen, und sie leben in Einigkeit.

Die Frauen meiden nicht, wie im Orient, die Gesellschaft der Männer. Wenn ein Ehemann beim Nachhausekommen seine Frau mit einem Anderen in vertraulicher Gesellschaft findet, macht er gar keine Umstände und beunruhigt sich nicht im Geringsten.

Diese Völker sind von Natur roh und jähzornig, vorzüglich wenn sie trunken sind. Sie sind überaus geizig und empfangen niemals Gäste, wenn es nicht etwa ihre Verwandten oder Personen sind, mit denen ihr Vortheil sie verbindet oder die sie fürchten.

Die jungen Männer jedes Ortes haben einen Anführer, Burnahn genannt; die jungen Mädchen haben ebenfalls eine der Ihrigen zur Führerin, welche sie Mairaim nennen. An Tagen, die der Feier eines Festes, dem Vergnügen oder der Ausübung feierlicher Gebräuche gewidmet sind, versammelt der Burnahn seine Genossen, und alle setzen sich an einem abgesonderten Orte nieder; die Mairaim kommt alsdann mit ihren Genossinnen und setzt sich allein vor ihrer Truppe nieder. Der Burnahn verläßt die Seinen und geht zur Mairaim. Einen Augenblick unterreden sich diese Weiden, dann befehlt die Mairaim ihren Begleiterinnen, sich an die des Burnahn zu vertheilen. Jeder der jungen Männer wählt sich nun ein Mädchen, und jedes Paar geht, wohin ihm gefällt, unbeschadet der Ehre Aller. Das Auffallendste in diesen Ländern ist die vielfache Rohheit der Bergbewohner, obgleich sie unaufhörlich in unmittelbarer Berührung mit den Frauen sind. Dies steht ganz im Widerspruch mit dem, was die Jungen aller Europäer beständig wiederholen, nämlich daß Umgang und Gesellschaft der Frauen die Rohheit mäßigen und Artigkeit und Milde der Sitten erzeugen.

Das Wunderlichste, was ich auf dem Gebirge Narrah erzählen gehört habe, ist, daß die Dschin oder Genien die Wächter der Heerden sind, welche, wie oben erwähnt ist, ohne Hirten auf den Feltern weiden. Eine Menge glaubwürdiger Personen haben mir versichert, daß, wenn Jemand bei einer Heerde vorübergeht und, da er sie ohne Hirten glaubt, sich einsinken läßt, ein Schaf, eine Kuh u. s. w. zu stehen und zu tödten, seine mit dem Messer bewaffnete Hand am Halbe des Thieres befestigt bleibt und er sich nicht eher los machen kann, bis der Besitzer der Heerde kommt. Man ergreift dann den Spießhaken und läßt den Diebstahl von ihm bezahlen, nachdem man ihn tüchtig geschlagen und gemißhandelt hat. Diese Erzählung wurde mir mehr als hundert Mal wiederholt, so daß mir endlich die Wahrheit derselben bestätigt schien, obgleich ich anfänglich nichts davon geglaubt hatte. Während meines Aufenthaltes auf dem Gebirge Narrah ging ich zu einem gewissen Raumlai, um ihn über diesen Gegenstand zu befragen. Bei meinem Eintritte ins Haus sah ich Niemand dort; aber ich hörte eine starke, erschreckliche Stimme, die mir Schaudern erregte, indem sie mir zurief: „Attab“, d. h. er ist nicht hier. Ich wollte noch weiter gehen und fragen, wo mein Mann wäre. Ein eben an mir Vorübergehender zog mich aber zurück und sagte mir: „Gib, rette dich; der mit dir spricht, ist kein menschliches Wesen.“ — „Und was ist es denn?“ — „Es ist der Wachgeist des Hauses; hier haben wir Jeder den unseren. Diese Genien werden (in der Jurischen Sprache) Damzohg genannt.“ Ich fürchtete mich und ging auf dem Wege zurück, den ich gekommen war.

Bei meiner Rückkehr von dieser Reise besuchte ich den Scherif Ahmed Badawisi, welcher mich von Kabira mitgenommen hatte. Ich erzählte ihm dies Abenteuer.

„Dieser Mann hatte Recht“, sagte Ahmed zu mir; dann erzählte er mir noch wunderlichere Dinge. „Mein Sohn“, sagte er, „zur Zeit, wo ich anfang, Handel zu treiben, hatte ich oft wiederholen gehört, daß die Damzohg gekauft und verkauft werden, und daß der, welcher einen zu haben wünschte, zu dem gehen müßte, welcher solche hätte, und daß er ihn zu dem Preise kaufte, welchen der Verkäufer zu fordern liebte. Man käme dann mit einem Topfe voll Milch, welchen man dem Herrn der Wohnung gäbe. Dieser geht mit der Milch an den Ort, wo die Damzohg sich befinden, grüßt sie und hängt den Milchtopf an die Wand; dann spricht er zu den Genien: Einer meiner Freunde, ein gewisser, der sehr reich ist, fürchtet die Diebe und begehrt, daß ich ihm einen Wächter gebe;

möchte einer von euch zu ihm geben? Es ist bei ihm Milch im Ueberflusse; es ist ein Haus des Segens; er hat sogar schon diesen Topf voll Milch hergebracht. Die Damzohg weigern sich anfangs. — Nein, nein, Niemand wird gehen. — Der Besitzer des Hauses beschwört sie, sich seinem Wunsche zu fügen: O, es steige derjenige von euch, welcher zu ihm zu gehen gerufen will, in den Milchtopf. — Der Mann entfernt sich ein wenig; und sobald er hört, daß ein Damzohg in die Milch plumpst, geht er rasch hinzu und bedeckt das Gefäß mit einem aus Dattelblättern gewebten Deckel, nimmt es, so zugedeckt, von der Wand herunter und giebt es dem Käufer. Dieser hängt es in seinem Hause auf und vertraut es der Sorgfalt einer Skavin oder Frau an, welche jeden Morgen es herabnimmt, die Milch ausgießt, es wäscht, frisch gemolkene Milch hineingießt und es an dieselbe Stelle aufhängt. Hierdurch ist man gegen jeden Diebstahl, gegen jeden Verlust irgend einer Art gesichert. Ich behandelte alles dieses als Träumerei und Lügen. Aber meine Güter mehreten sich; meine Sklaven, meine Diensthoten bestabten mich, und durch kein Mittel gelang mir, sie daran zu hindern. Man rieth mir, einen Damzohg zu kaufen. Ich befolgte diesen Rath und hing den Milchtopf in mein Waarenlager. Von dem Tage an stahl man mir nichts mehr; ich ließ sogar nun, ohne die geringste Gefahr, die Thür zum Waarenlager offen, obgleich es mit Gütern aller Art gefüllt war. Jedem, der etwas ohne meine Erlaubniß davon nahm, brach der Damzohg den Hals. Eine Anzahl meiner Sklaven wurden so getödtet. Ich war hinfert ganz unbesorgt.

Aber ich hatte einen Sohn; der wuchs heran; er bekam Geschmach für die Weiber. Er wollte seiner Geliebten ein Geschenk von einigen Glaswaaren, unbedeutenden Schmucksachen und dergleichen Kleinigkeiten machen. Er erspähte einen günstigen Augenblick, nahm die Schlüssel zum Vorrathshause und öffnete es; als er hineintrat, brach ihm der Damzohg den Hals, so daß er im Augenblick verschied. Ich liebte ihn mit heißer Liebe und schwor bei meiner rechten Hand, daß der Damzohg nicht länger in meinem Hause bleiben sollte. Ich versuchte, ihn zu vertreiben, aber es gelang mir nicht. Ein Freund, dem ich dies entdeckte, rieth mir, ein großes Mahl zu bereiten und eine gute Anzahl Gäste einzuladen. Diese sollten jeder mit einer Flinte und Pulver erscheinen, zusammen auf das Magazin losstürmen, aber alle zugleich ihre Gewehre abfeuern und mit lauter Stimme schreien; Damzohg aijab, das heißt: Wo ist der Damzohg? das Abfeuern der Gewehre sollte wiederholt und das Geschrei von neuem begonnen werden, indem man in den Raum eindrange, wo die bewachten Gegenstände sich befinden. Gewöhnlich erschrecke und fliehe der Damzohg. Ich that, wie mir mein Freund gerathen hatte, und der Damzohg verschwand, Gott sey Dank; ich wurde von der Gegenwart dieser höllischen Kobolde befreit.“

Man sieht hieraus, daß der brave Scheich selbst nahe daran ist, an diese wunderbaren Dinge zu glauben, und diese naive Weise, die Geschichten des Volks-Aberglaubens zu erzählen, wiegt gewiß die zweifelnde und spöttische Darstellung eines Europäischen Reisenden auf. Wir können nur wünschen, daß bald das Ganze dieses anziehenden Werkes veröffentlicht werde.

Frankreich.

Granier de Cassagnac, über den Adelsstand und die Geadelten. *)

Granier de Cassagnac hat sich die Aufgabe gestellt, zu beweisen, daß das menschliche Geschlecht in zwei ihrem Wesen und ihren ursprünglichen Neigungen nach gänzlich verschiedene Klassen getheilt sey. „Die Geschichte der arbeitenden Klassen“ (Histoire des classes ouvrières) führte die eine Seite dieses Satzes durch; „die Geschichte der adeligen Klassen“ ist das Gegenstück dazu. Es genügte dem Verfasser nicht, zu zeigen, daß in den Ursprüngen der Gesellschaft die Herrschaft den Einflüchtvollsten, Befähigsten, Stärksten zufällt, daß diese auf eine naturgemäße Weise Aristokratien bilden und ihren Nachkommen den gesetzmäßigen Einfluß, den sie errungen haben, vererben, sondern er behauptet auch, daß der Adel eine natürliche, unvergängliche Auszeichnung sey, die von der Vorsehung in ihrer Weisheit schon bei der Erschaffung des Menschengeschlechts so angeordnet worden. Der Adel ist ihm unabhängig von den Vorzügen und Eigenschaften, mit denen er häufig verbunden erscheint; diese bilden nicht sein Wesen. „Es ist wichtig“, sagt er, „zwischen dem Adel und dem Ruhm, zwischen dem Adel und dem Talent, zwischen dem Adel und der Tugend zu unterscheiden; denn Ruhm, Talent, Tugend hängen von der menschlichen Auffassung ab, der Adel aber von nichts. Ob es Ruhm, Talent, Tugend giebt, hängt von den Sitten, von der Religion und den herrschenden Grundsätzen ab. Nichts in der Welt ist im Stande, zu bewirken, daß Adel sey, wo er nicht ist, oder daß der Adel nicht sey, wo er ist. Mit einem Worte, Ruhm, Talent, Tugend sind Meinungen, der Adel aber ist eine Thatsache.“ Um jeden Zweifel zu beseitigen, zieht der Ver-

*) Histoire des classes nobles et des classes anoblies, par Granier de Cassagnac. Paris, 1840. — Wir geben nach der Revue des deux Mondes diese kurze, aber keinesweges, wie uns scheint, vollständige Uebersicht des Inhalts der neuesten Schrift des Herrn Granier de Cassagnac. Unsere Leser kennen den Verfasser aus früher mitgetheilten Auszügen seiner Schrift über die arbeitenden Klassen, so wie aus den trefflichen Briefen, die er an den französischen Minister des Innern über den gegenwärtigen Zustand der Handwerker in Frankreich geschrieben. (S. Nr. 124 und Nr. 132 des „Magazins“ von S. J.)

fasser eine scharfe Scheidelinie zwischen dem ursprünglichen Adel, dem angeborenen, durch sich selbst bestehenden, und dem ertheilten Adel, den er nur als schwache Nachahmung einer unerreichbaren Institution gelten läßt. Der Adelige verdankt sein Vorrecht dem Schöpfer; der Geadelte, ein Freigelassener, kann wohl Titel und Adelsvorrechte erlangen, aber keine menschliche Macht ist im Stande, ihm den wirklichen Adel zu verleihen, dieses von der Vorsehung gewissen Familien verliehene Vorrecht.

Er glaubt diese große Thatsache über allen Zweifel zu erheben, wenn er nachweist, daß sich in den Anfängen jeder Gesellschaft eine adelige Körperschaft bildet, daß sie überall denselben äußerlichen Charakter, dieselben Unterscheidungszeichen annimmt; daß sie überall dieselben gesellschaftlichen Einrichtungen hat und durch dieselben Vorrechte belohnt wird. Bei seiner Aufzählung der äußerlichen Charaktere des Adels weist er auch nach, daß das Wappenschild eine Thatsache aller Länder und Zeiten sey. Der Verfasser macht bemerlich, daß bei den Griechen die göttliche Abstammung ein Zeichen hohen Adels gewesen, und daß man in den vornehmen Häusern sich mit Stolz daran erinnert habe, daß das Blut der Vorfahren durch eine Beimischung göttlichen Bluts veredelt worden sey. Die meisten königlichen Familien stammten angeblich von einer Vermischung der Götter mit den Menschen: die Erechthiden in Athen, die Herakliden in Sparta, die Pelopiden in Argos, die Aesiden in Phthios. Auch Romulus stammte von den Göttern, und Julius Cäsar glaubte ebenfalls an seine göttliche Abstammung.

„Die Namen“, sagt Herr Granier de Cassagnac, „sind auch eine Art Wappen, denn ein Adeltiger ist eben so gut an dem Namen wie an dem Wappen zu erkennen.“ Hier werden wir durch den Verfasser mit seltsamen Entdeckungen überrascht. So ist z. B. das Vorurtheil allgemein verbreitet, das nomen commune bezeichne eine ganze Gattung, das nomen proprium aber ein einzelnes Individuum. Es sind nun ungefähr zwanzig Jahrhunderte, seitdem Varro diese Rederei gepredigt hat. Alle Grammatiker haben sie ihm nachgesprochen, und sie wird den Kindern in der Schule gelehrt. „Aber“, ruft Granier de Cassagnac aus, „Varro und allen Philologen zum Troß ist der vermeintliche Unterschied zwischen den Eigennamen und Gattungsnamen ein grundloses Vorurtheil, ein thätlicher Irrthum. Dieser Unterschied ist nicht vorhanden. Die Eigennamen und die Gattungsnamen sind durchaus eines und dasselbe. Ueberhaupt macht man sich selten eine richtige Vorstellung von den Eigennamen. Nehmen wir z. B. Pierre Corneille, den Verfasser des Cid, so glaubt fast Jeder, daß Corneille sein Eigennamen sey. Welt gefehlt! Corneille ist nicht der eigentliche und persönliche Name des Verfassers des Cid, da derselbe eben so sehr seinen Bruder, den Verfasser des „Comte d'Essex“, bezeichnet, wie er seinen Vater und seine Vorfahren bezeichnet hatte. Der Eigennamen Corneille's ist Pierre, da er ihn persönlich und direkt bezeichnet und von den Mitgliedern seiner Familie unterscheidet.“

Es folgt nun eine Analyse der Hebräischen, Griechischen, Römischen Namen, um zu beweisen, daß alle Eigennamen ursprünglich Bezeichnungen von Eigenschaften waren, welche den Individuen beigelegt wurden. Was die Französischen Namen betrifft, so theilt er diese in sieben Kategorien, welche auf drei verschiedene Menschenklassen anzuwenden sind. Die erste ist die der Edelleute, die beiden anderen die der ländlichen Sklaven, der Vorfahren unserer Bauern, und die der gewerblichen Freigelassenen, aus denen unsere Kaufleute und Handwerker hervorgegangen sind. Die Edelleute, welche Provinzen, Städte, Schlösser besaßen, machten den Namen ihres Besitzthums zu ihrem Familiennamen, indem sie das Wortchen von hinzusetzten. Die ländlichen Sklaven entlehnten ihre Namen von der Fertigkeit, in welcher sie ihren Wohnsitz aufschlugen, wie Dumont, De l'orme (Winkler, Berger, Vindner, Eichler). Die gewerblichen Freigelassenen wählten den Namen ihres Handwerks, wie Maçon, Boucher, Barbier (Schmidt, Schneider, Müller). Die häuslichen Diener, die weder ein Eigenthum, noch ein Handwerk hatten, wählten moralische und physische Eigenschaften; so Lebon, Ledoux, Leroux, Logrand (Groß, Klein, Starke, Lange, Krause). Die letzte Abtheilung begreift diejenigen, welche ihren Taufnamen zu ihrem Familiennamen machten, so Vincent, Laurent, Thomas. (Im Deutschen finden sich solche Vornamen oft mit der Lateinischen Genitiv-Endung, wie Jacobi, Friederici, Alberti.)

Nachdem der Verfasser die charakteristischen Kennzeichen des Adels angegeben, geht er zu der Rolle über, die der Adel im Beginn der Gesellschaften spielt. Er zeigt, wie „die älteste Tochter der Völker“, so nennt er ihn, die Völker durch religiöse Lehre gebildet, die Armeen organisiert, die Arbeit vermög der Einrichtung der Lehnshierarchie vertheilt und die Literatur eröffnet habe.

Eine Thatsache scheint indessen die von Herrn Granier de Cassagnac aufgestellte Theorie sehr zu gefährden. Er geht von der Ansicht aus, daß der Adel auf der Abstammung von freien Vorfahren beruhe, und daß eine Familie, die von Freigelassenen stamme, nicht adelig sey. Dieser Satz ist der Stützpunkt des ganzen Systems. Aber es ist erwiesen, daß der Adel sich nur fortpflanzen kann, indem er seine Reihen unaufhörlich den Geadelten eröffnet, die doch nach Granier de Cassagnac's Ansicht Freigelassene sind. Das rasche Ersticken der Adelsfamilien ist eine der überraschendsten und beglaubigsten Thatsachen. Das so mächtige Geschlecht der Eupatriden in Athen giebt nach dem Peloponnesischen Kriege kaum noch ein Lebenszeichen. Das reine Dorische Blut war sechs Jahrhunderte nach Volvra in Sparta so gut wie ausgestorben. Vor der Französischen Revolution konnten zwei Drittheile des Französischen Adels ihre

Abstammung nicht über zwei Jahrhunderte zurückleiten. Die Franche-Comté, welche im Mittelalter gegen zweitausend ritterliche Familien zählte, hatte im vorigen Jahrhundert kaum noch zwanzig. In manchen Provinzen Hollands ist von den Familien, die ehemals in den Registern der Ritterschaft eingeschrieben waren, kaum noch Eine übrig geblieben. Diese Thatsachen sind beglaubigt, und es hält nicht schwer, einen Schluß daraus zu ziehen. Der Adel, ein Sporn zu großen Thaten, der Lohn edler Handlungen und eine gesetzmäßige, vielleicht notwendige Auszeichnung in der Gesellschaft, ist nichts als eine beständige Erhebung in den Adelsstand. Der ursprüngliche, gewissermaßen autochthonische Adel ist eine Unmöglichkeit, da er nicht durch sich selbst bestehen kann, er ist etwas Unbegreifliches, da man nicht weiß, wann er anfängt und wann er aufhört, und da es nur wenige Familien in Europa giebt, welche mit Sicherheit behaupten können, daß sie nicht von einem Freigelassenen stammen. (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Gedichte an Napoleon. Victor Hugo hat die Leiche Napoleon's bei ihrer Ankunft in Paris mit einer Dichtung „Le Retour de l'Empereur“ empfangen, und auch Barthelemy begrüßt sie mit einem Gedichte, das die Ueberschrift trägt: Le Voici! Kein Wunder, wenn die Französische Muse bei dieser Gelegenheit ihr Feierkleid anzieht; der Moment ist poetischer als irgend einer, den die neuere Zeit den Franzosen dargeboten. Der todte Kaiser bringt ihnen stolze Erinnerungen an eine kurze Epoche ihrer Geschichte; möge er ihnen auch eine Erinnerung daran seyn, daß sein schweres Eisen-Scepter eine von der Anarchie und der Auflösung aller Bande der Gesellschaft und des Staates hervorgerufene Nothwendigkeit war! Victor Hugo's Dichtung besteht aus mehreren Oden, von denen die erste dem Kaiser den Willkommen jurust. Wir theilen daraus folgende Strophen mit:

Sire, vous reviendrez dans votre capitale,
Sans tocsin, sans combat, sans lutte et sans fureur,
Traîné par huit chevaux sous l'arche triomphale,
En habit d'empereur!

Par cette même porte, où Dieu vous accompagne,
Sire, vous reviendrez sur un sublime char,
Glorieux, couronné, saint comme Charlemagne
Et grand comme César!

Vous serez endormi, figure auguste et fière,
De ce morne sommeil, plein de rêves pénaux,
Dont Barberousse, assis sur sa chaise de pierre,
Dort depuis six cents ans.

L'épée au flanc, l'oeil clos, la main encore émue,
Par le déraillé baiser de Hertraud éperdu,
Dans un lit où jamais le dormeur ne remue,
Vous aurez étendu!

Pareil à ces soldats qui, devant cent murailles,
Avaient suivi vos pas, vainqueurs, toujours debout,
Et qui, touchés un soir par le vent de batailles,
Se couchaient tout à coup.

Leur attitude graye, altière, armée encore,
Ressemblait au sommeil et non point au trépas,
Mais la Diane, hélas, cette voix de l'aurore,
Ne les reveillait pas!

Die folgenden Oden erinnern an die Thaten Napoleon's, an seinen Aufenthalt und seinen Tod auf St. Helena, und sind endlich eine Aufforderung an Frankreich, die Asche des Kaisers auf würdige Weise zu ehren. Leider hat sich auch Victor Hugo von dem Pathos der Pariser Zeitungen hinreißen lassen; auch er erklärt das heutige Frankreich, das blühende große Europäische Land, für gedemüthigt, und auch er ruft den Schatten Napoleon's an, nach: zu nehmen und den Tag der Vergeltung herbeizuführen. Wahrlich, wir hätten die Mission des Dichters, des Sehers seines Volkes, für heiliger gehalten und nicht geglaubt, daß er sich dazu hergeben könne, die Phrasen des National und des Courier Français in Verse und Reime zu bringen! Für etwas Anderes aber können wir es nicht halten, wenn Victor Hugo am Schlusse seiner Dichtung singt:

Que l'importe que l'Angleterre
Fasse parler un bloc de pierre
Dans ce coin fameux de la terre
Où Dieu brisa Napoléon,
Et sans qu'elle même ose y croire,
Fasse attester devant l'histoire
Le mensonge d'une victoire
Par le fantôme d'un lion! *)

Où qu'il tremble, au vent qui s'élève,
Sur son piédestal incertain,
Ce lion chancelant qui rêve,
Debout dans le champ du destin!
Nous repasserons dans sa plaine!
Laisse-se donc conter sa haine
Et repandre son ombre vaine
Sur tes braves ensevelis!
Quelque jour, — et je l'attends d'elle! —
Ton aigle, à nos drapeaux fidèle,
Le soulèvera d'un coup d'aile
Et s'en ira vers Austerlitz!

*) Der Löwe von Waterloo.